

Zeitschrift:	Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber:	Pestalozzigesellschaft Zürich
Band:	60 (1956-1957)
Heft:	21
 Artikel:	Schwester Kätters erste und letzte Bundesfeier
Autor:	Blum, Ruth
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-672038

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Unversehens versperren unregelmässig und breit hingesetzte Findlinge den schmalen Pfad zwischen Fluss und Waldhang, zwischen der tanzenden Gischt des Wassers und den Heidelbeersträuchern, denen wir in einigen Monaten noch vertrautere Besuche versprechen. An einer Weggabelung verweilen sich — knietief in einen Wald von Huflattichblättern versunken — eifrige, schwarz gekleidete Gevatterinnen beim Pflücken der goldenen Teeblümchen, die sie sorgsam in feine Leinensäcklein legen, um aus ihnen zu Hause eine wärrende Tisane zu ziehen, die sie im kommenden Winter vor den Heimsuchungen des Alters und seiner Gebresten bewahren möge.

*

Und weiter geht die Fahrt, die uns in einem schönen runden Bogen zu unserem Ausgangspunkt zurückgeleiten wird. Immer wieder gleitet das Auge mit Wohlgefallen über die langwelligen Hügel und Graskegel hin, die sich von einer Unendlichkeit in die andere zu verlieren scheinen, eine Landschaft, die in ihrer reinen Melancholie irgendwie mit der Musik Tschaikowskis verwandt zu sein scheint. Bald gelangen wir in Rufweite der menschlichen Siedelungen, der Höfe und Weiler, die hier massig, doch ohne Schwere, zwischen den Falten der Moränenzüge der Eiszeit sitzen. Zwischen sie betten sich zuweilen kleine Wasserfäden mit Erlen- und Weidengängen, und manchmal ein Rest von einem Torfmoor mit seinen niedern Kärrnerhütten. Wie tröstlich sie ist, diese in ihrer selbstverständlichen Demut fast wie ein altdeutsches Bild anmutende Landschaft. Ueber Wegrändern und Hügelsäumen blüht immer wieder verheissend jenes Traumblau auf — neben der anmutigen Melodie der Hügel und Höfe fast das einzige, das diesen Fleck Erde im Reigen der Jahreszeiten nie verlässt — eine Farbe, die auf Geist und Sinne gleich befreidend wirkt und die nicht nur Himmel und Ferne, sondern in der Sprache der Seele auch Heimweh, Heimat und Frieden bedeutet.

An einer Wegbiegung flutet und duftet uns unvermittelt der ganze Frühling mit dem Schrillen der Laufkäfer und dem hohen Feilen und Geigen der Grillenorchester entgegen, und zugleich weitet sich der Blick auf einen Seearm, den man in grosser Ferne mit seinen spinnwebartigen Dörfern im Licht des Wassers und der Inseln liegen sieht.

*

Zur Zeit der Früchteernte werden wir die wogenden Kornfelder der Haute-Broye aufsuchen, die

weiträumige Sommerlandschaft von Avenches mit ihrer immer noch ergreifenden römischen Vergangenheit oder vielleicht die grüne Welt des Emmentals mit ihren typischen Zuckersandhäuschen oder auch die lebhagumkränzten Bühle des Appenzeller Vorlandes, die tannenbeschatteten Jurahöhen oder die lauschigen Ufer unserer westlichen Seen und des Rhonetals, die schon wie Vorhöfe des Midi sind. Oder wir durchpirschen in den Wochen der Kartoffelfeuer und der prallgoldenen Quitten das neuenburgisch-bernische Seeland, uns immer wieder in diese Landschaft verlierend, der einst Albert Anker in seinen Gemälden Dauer und Glanz verlieh.

Ruth Blum

S C H W E S T E R K Ä T T E R S E R S T E U N D L E T Z T E B U N D E S F E I E R

Schwester Kätter, die Kindertante, war eine gute Patriotin. Sie lehrte ihre Kleinen auf jeden ersten August das Liedlein singen: «'s Schwyzlerländli sch no chly ...» Sie hängte an diesem Tage auch regelmässig eine Schweizerflagge aus dem Dachfenster der Gvätterlischule, und die Flaggenzipfel beschwerte sie nach guter Schaffhauser Tradition mit währschaften Böllen. Aber für mehr helvetisches Tun war sie nicht zu bewegen. Und wenn das ganze Dorf auf dem Gemeindehausplatz «Rufst du, mein Vaterland ...» sang, sass sie hinter siebenfach verriegelten Türen und hermetisch verschlossenen Fenstern am Stubentisch und summte unisono für sich hin: «Gott ist die Liebe.»

Dem Festbetrieb auf dem Dorfplatz war sie spinnefeind. Das hing zusammen mit den unerfreulichen Erinnerungen an die erste und letzte Bundesfeier-Begehung ihres Lebens.

Jemand hatte sie damals überredet, mitzumachen und sich unter das feiernde Volk zu mischen. Sie

müsste doch hören, wie schön der Gemischte Chor seine Vaterlandslieder singe, und mitanschauen, wie die Turner im bengalischen Schummerlicht verwegene Pyramiden bauten. Es sei ganz und ganz gewiss nichts Sündhaftes dabei.

Und Schwester Kätter liess sich beschwatschen, ging hin und freute sich, dass unter ihrem dunkelblauen Mäntelchen ein währschaftes Schweizerherz schlug.

Einmal, während der langen Rede des Dorfpräsidenten, fiel ihr mit Schrecken ein, dass sie vergessen hatte, das Kammerfenster zu schliessen. Herrjeh, nun hatte sie alle Aussichten, während der Nacht von den Schnacken arg zerstochen zu werden! Mit ihrer festlichen Begeisterung war es zu Ende. Sie hörte im Geiste schon das aufregende Summen der verhassten Blutsauger, die ihr Jahr für Jahr die stillen Nachsommernächte zur Hölle machten. Und ehe das Vaterlandslied verklungen war, rannte sie schnurstracks zur Gvätterlischule zurück, in Gedanken schon den Lederpantoffel an blaue Kammerwände klatschend, ein zornmutiges Strafgericht vollziehend.

Als sie jedoch die Kammertüre öffnete, rührte sie beinahe der Schlag. Der Vollmond goss silbernes Leuchten durch das aufgesperzte Fenster, und in seinem hellen Glanze nahm Schwester Kätter Entsetzliches wahr: In ihrem schneeweissen Altjungfernbett lag ein unbekannter Jemand mit wirrem, blondem Haarschopf und drehte das Gesicht zur Wand. Und dass dieser Jemand leider, leider ein Mannsbild war, bezeugten die groben Schuhe vor dem Bett und die grüne Halbleinhose über dem Stuhl.

Mit drei Sätzen war die Schwester wieder aus dem Hause und auf dem Wege, Hilfe zu suchen in der Nachbarschaft. Irgendein Hans oder Jakob mit dem Herzen auf dem rechten Fleck musste die Heldentat vollbringen und den unheimlichen Schläfer vertreiben. Aber alle Hansen und Jakobe waren unsicher, des Festes wegen. Was mutige Schweizerherzen und derbe Fäuste besass, erging sich jetzt patriotisch im Innern jener Gebäude, die «Traube», «Rebstock» und «Haumesser» hiessen, wie es sich für ein rechtes Weindorf gebührte. Und hinter den verschlossenen Türen der verwaisten Wohnhäuser lagen lauter unmündige Kindlein, zitterige Grossmütterchen und bröselige Mummelgreise im ersten Schlaf.

Schwester Kätter war in heller Verzweiflung. Wo sollte sie Hilfe finden im männerleeren Dorf? Alles in ihr sträubte sich dagegen, über die

Schwelle einer sündhaften Wirtschaft zu treten. Endlich nahm sich das Schicksal der Verstörten an. Es sandte ihr einen Biedermann entgegen, der aus Angst vor seiner bitterbösen Ehefrau frühzeitiger als alle andern Tellensöhne nach Hause kehrte. Ihm klagte Schwester Kätter ihre Not. Flehend bat sie ihn, er möge doch mit ihr kommen und den Fremden aus ihrem Bett verjagen. Der Biedermann aber verzichtete auf die Ehre einer persönlichen Heldentat und beschränkte sich weislich darauf, den Dorfpolizisten in einem der besagten Gebäude namens «Traube», «Rebstock» und «Haumesser» aufzusuchen.

Unterdessen sass Schwester Kätter zitternd auf einem Gartenmäuerchen und tat das Gelübde, nie mehr an einem Bundesfeier-Abend ausser Hauses zu gehen.

Der Dorfpolizist, auch Weibel oder Butz genannt, erschien ziemlich schwankenden Ganges. Und obwohl er mit Käppi und Säbel kriegerisch ausstaffiert war, erkannte die geprüfte Kindertante bald, dass sie an ihm einen sehr zweifelhaften Verbündeten gewonnen hatte. Seufzend führte sie ihn ins Haus.

Der Butz stotterte schon im Normalzustand. Im alkoholischen Stadium aber waren seine Kratz- und Lallaute überhaupt nicht mehr verständlich. Schwester Kätter verzichtete darauf, lange mit ihm zu diskutieren und stiess ihn energisch gegen die Kammertüre, die sie sorgsam ein Spältchen weit öffnete. Und noch vorsichtiger streckte der Butz seine Nase hinein und sah im Mondschein den blonden Haarschopf im Kissen, zwei Schuhe vor dem Bett und eine grüne Hose am Stuhl.

Unwillkürlich machte er eine Rückwärtsbewegung. Aber Schwester Kätter stand dicht hinter ihm und versperrte ihm den Weg zur Flucht. Da beschloss er, tapfer zu sein, schliesslich hatte er ja auch erst einer Stunde gesungen:

«Heil dir, Helvetia,
hast noch der Söhne ja,
wie sie Sankt Jakob sah,
freudvoll zum Streit!»

Also nahm er einen Anlauf, tat einen halben Schritt weiter ins Zimmer hinein und schrie mit Donnerstimme: «I-i-i-im N-na-na-na-men des Gege-gesetzes: stand uf und g-g-g-gang haam!» Drei-mal rief er es, und beim drittenmal klopfte er sogar mit dem Säbel auf das Fussende des Bettes.

Allein, der Unbekannte rührte sich nicht. Und achselzuckend resignierte der Butz. Unter jämmer-

lichem Gestammel versuchte er, der armen Schwester klarzumachen, dass er sein Menschenmögliches getan habe. Und weiter wisse er auch keinen Rat. Nun müsse sie halt geduldig warten, bis der Einbrecher von selber aus der annexierten Bettstatt steige. Falls er morgen früh noch drinnen liege, könne sie isch ja beim Präsidenten melden. Gute Nacht und auf Wiedersehen!

Damit machte er sich mit Zickzackschritten davon. Und Schwester Kätter blieb nichts mehr übrig als wunderbare Hilfe zu suchen bei höherer Instanz, nachdem die Menschen mitsamt ihrer fragwürdigen Hermandad sie so schmählich im Stich gelassen.

Sie öffnete die Kammertüre abermals, kniete auf ihrer Schwelle nieder und begann mit lauter, kraftvoller Stimme zu beten, der himmlische Vater möge den bösen Kerl wecken und verscheuchen.

Es war ein weithin hallendes Gebet; denn Schwester Käters Stimme war mächtig erstarkt im dreissigjährigen Kommandieren unzähliger Gvatertischüler.

Als ihr aber mitten im Gebet der Faden ausging, hörte sie draussen vor dem offenen Kammerfenster ein unterdrücktes Lachen und Kichern. Verwundert schaute sie auf und sah im Mondlicht drei jugendliche Gestalten auf den Zweigen des Apfelbaumes, der ihrem Kammerfenster gegenüberstand, herunterturnen und ihr mit neckischen Gebärden Kusshändchen zuwerfen und mit gelben Nastüchern winken.

Da wusste sie, was die Uhr geschlagen hatte, und alle Angst fiel von ihr ab. Sie zündete das Licht an und näherte sich furchtlos der Lagerstatt. In den Pföhlen lag ein Strohmann mit Haaren aus Kuder.

Und draussen sangen die Nachtbuben:

«O, o, o,
der Räuber ist aus Stroh!
O, o, o,
nun ist die Kätter froh!»

Froh? Gewiss — aber zugleich auch fürchterlich erbost. Wütend schmiss sie den Bölimann aus dem Fenster, Hosen und Schuhe hintendrein — dann knallte sie zornig die Läden zu — und zuletzt zog sie mit gespreizten Fingern das Bett frisch an. Nach ihrer Ansicht war das bitternötig, auch wenn nur ein strohernes Mannsbild darin gelegen hatte.

Das war Schwester Käters erste und letzte Bundesfeier.

Harold Nicolson

E I N A N Z U G F Ü R Ü B L E L A U N E

Von Herbert Spencer wird berichtet, er habe einen besonders für ihn angefertigten Anzug besessen, den er nur anzog, wenn er gereizter Stimmung war — manchmal jedoch trug er ihn Wochen hindurch ununterbrochen. Er war aus einem Stück, und zwar aus Jägerflanell, hergestellt. Spencer schlüpfte, in der Mitte beginnend, in ihn hinein, worauf er seine ärgerlichen Beine in das untere Teil hineinstiess, als ziehe er Bettstrümpfe an, und den Kopf durch das Oberteil wie durch ein Badetrikot hindurchzwängte. Die Vorderseite hinunter war eine Vorrichtung angebracht, um das Ganze zuzuschnüren. Heutzutage bestünde diese Vorrichtung aus einem Reissverschluss. Hineinging's und dann — zip! — und man wäre angezogen, ohne grössere Mühe, als es das Schliessen eines Tabakbeutels macht. Am Abend würde man das Verfahren in umgekehrter Reihenfolge erledigen und rasch ins Bett fallen, wie eine von ihrer Schale befreite Banane.

Es ist klar, ein solches Verfahren wäre nervenberuhigend. Aber es wäre nicht kleidsam. Die Mitglieder von Herbert Spencers Haushalt waren eingeschüchtert, beugten sich mit zitternden Lökchen über ihren Teller, wenn sie ihn in der von ihnen als «Ueble-Laune-Kostüm» bezeichneten Bekleidung herunterkommen sahen.

Spencer war ein ebenso eigensinniger wie selbstherrlicher Mann. Immer noch in seinem Ueble-Laune-Kostüm machte er seine tägliche Ausfahrt die Londoner Bond-Street hinunter zum St. James-Park. Er wurde immer wütender, wie die Leute den an einem Septembermorgen gleich einem Peary oder Cook eingemummten alten Mann anstarnten. Das Ueble-Laune-Kostüm hörte auf, nervenberuhigend zu wirken, wurde zu einem Nessushemd, das seinen Träger quälte. Spencer liess anhalten und befuhrte seinen Puls, eine grosse goldene Uhr in der geäderten, knochigen Hand. Sein Puls schlug rasch an diesem Morgen, also fuhr der